

## **Der Kolibri** Magda Hirschberger

Bis jetzt wusste ich nicht, was unser Ziel war. Ich folgte nur den Menschenmassen, die sich durch breite Straßen fließend, durch enge Gassen drängend auf den Platz der Heiligen ergossen, ein Fluss, der sich durch eine Schlucht aus unüberwindlichen Hochhäusern und Fabrikgebäuden kämpfte. Sie kamen von überall, aus den Vorstädten, in denen sie in heruntergekommenen Hütten, aus den großen Straßen, in denen sie in Palästen lebten. Doch sie selbst sahen alle gleich aus: graue Menschen einer grauen Stadt unter grauem Himmel. Um mich herum gab es nichts, das es wert gewesen wäre, es anzusehen. Neben mir Mauern aus Stein, unter mir obligatorischer Asphalt, ein Flussbett, das dem Menschenstrom die Richtung wies, und darüber undefinierbar grauer Himmel, ein Dämmerlicht der Zeitlosigkeit. Da und dort sah man Überreste einer Farbe, blau oder rot, an den letzten Fetzen eines zerrissenen Plakates, einer weggeworfenen Dose.

Die Menschen um mich herum waren Mitglieder einer geheimen Bruderschaft, einer Verschwörung, Wesen ohne eigene Persönlichkeit, nur Statisten in einem Film, dessen Handlung ich nicht begriff. Hin und wieder ein Gesicht in der Menge, eine ferne Erinnerung, die aufleuchtet, so undeutlich wie ein Traum, der mir entgleitet - je mehr man sich zu erinnern versucht, desto mehr vergisst man.

Wie hatte dies geschehen können? Ich war doch nicht anders als sie und doch waren sie mir so unähnlich. Eine Entscheidung, die man anders trifft, eine Ansicht, die man nicht teilt, und aus Gemeinschaft wird Feindschaft, aus Vertrautem Fremdes. Ich war ein Soldat hinter feindlichen Linien, noch nicht entdeckt, aber es musste doch nur eine Frage der Zeit sein, bis mich ein Wort, eine unüberlegte Geste verraten würde.

Der Platz der Heiligen lag vor mir, von allen Seiten spuckten die Straßen die Massen auf die offene Fläche, begrenzt durch die Mauern einer dämonischen Stadt. Der große Platz unter dem bedrückenden Himmel war der Ort, an dem sich hunderte, tausende Menschen trafen. Sie drängelten aneinander vorbei, niemand sprach ein Wort, und strömten in dieselbe Richtung. Kein einziger Laut außer dem Stampfen ihrer Füße, dem Drängeln der Leiber.

Die Mitte des Platzes schien das Ziel der Menschen zu sein. Ein Rudel hatte sich dort versammelt, eine riesige Menschenmenge, geballt um das Zentrum eines Kreises. Dieses Zentrum war es, das alle unerbittlich anzog, welches eine Macht ausübte wie ein Strudel, der gierig alles verschlingt. Aber was war der Strudel? Was zog die Menschen so in den Bann, dass sie die Festungen ihres Alltags verlassend hier zusammenkamen, um sich um irgendetwas zu scharen? Ich wollte dort hin. Im Inneren des Kreises war mein Ziel, pulsierte eine Energie, mächtiger und schöner als alles andere. Doch Körper an Körper standen sie, eine Bastion des Egoismus. Alle wollten sie an mein Ziel.

Ich überlegte kurz, dann holte ich tief Luft und warf mich mit aller Kraft, die mein Verlangen aufbringen konnte, in das sich windende Etwas aus verschlungenen Leibern.

War mein Wille stärker, mein Verlangen größer als das der anderen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls bohrte sich mein Körper einen Weg durch die keuchenden, schwitzenden Massen. Ich drohte zu ersticken, erdrückt zu werden, es war unmöglich, Luft zu bekommen, da stieß mein Arm aus der Menge heraus ins Freie und ich stolperte auf einen freien Platz, ein Kreis von vielleicht sechs Metern Durchmesser, den die Menschen geformt hatten und den niemand betrat außer mir. Und jetzt erkannte ich, dass es kein Verlangen war, das die Menschen zum Zentrum des Kreises hin zog, sondern ehrfürchtige Faszination, die sie fernhielt. Noch stand ich mit dem Rücken zu meinem Ziel und blickte fassungslos in die Gesichter der Menschen,

die mit weit aufgerissenen Augen und wie zum Schrei verzerrten Mündern, aber vollkommen still, mit dem Andrang der Menge zu toben schienen. Es war, als bedeute für mich das Betreten des Kreises den Eintritt in eine andere Welt. Die sich drängende Menge vor mir, die stummen Fratzen, all das schien sich in einer anderen Welt abzuspielen, in Zeitlupe und unwahrscheinlich großer Distanz. Ich verstand das nicht. Was war passiert? Hinter den Köpfen der Menschen konnte ich die Türme der Stadt sehen.

Zögerlich wandte ich meinen Blick von der Menge ab. Herausfinden, was los war, konnte ich nur, wenn ich wusste was der Grund für das alles hier war. Was war das Zentrum? Ungläubig blickte ich auf ein hohes Tischchen aus dunklem Holz mit schlanken Beinen, darauf eine Haube aus spiegelndem Glas. Ich machte ein paar Schritte auf die deplatzierten Objekte zu. Meine Schritte machten kein Geräusch. Ein Schweigen hatte sich über diese Welt gelegt, wie eine Glasglocke, kein Geräusch war zu hören. Es war, als hielte die Stadt, die Stadt, nicht die Menschen, den Atem an, um der Schönheit zu huldigen, die ich jetzt erblickte. Der Anblick war verwirrend. Etwas Kleines, Schnelles schwirrte hinter dem Glas. Und es war bunt. Oh ja, bunt. Diesen Ausdruck hatte ich fast vergessen, doch jetzt kam er so selbstverständlich als Adjektiv für das schwirrende Ding zu mir, dass ich staunte. Bunt war es, rot, grün, blau. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Glaube ich. Ich war stehengeblieben in einigem Abstand, doch meine Neugier trieb mich weiter, bis ich direkt vor dem Tisch mit der Glasglocke auf Augenhöhe stehenblieb und mein Gesicht so nahe wie möglich an sie heranführte, ohne das Glas zu berühren.

Das Ding schwebte direkt vor mir, winzig klein, wie ein Insekt. Der Körper war vollkommen still, während sich an der Seite die Flügel so schnell bewegten, dass man nur einen bunten Schleier erkennen konnte. „Ein Kolibri“, flüsterte ich. Nein, das stimmte nicht. Kein Laut kam über meine Lippen, der die andächtige Stille gestört hätte. Ich dachte nur und meine Gedanken formten das Wort „Kolibri“, von dem ich noch nicht einmal wusste, dass es existierte. Ich hatte es noch nie gehört, aber der Begriff war richtig, dessen war ich mir sicher. Was für ein wundervoller Ort konnte ein so wunderbares Wesen hervorbringen? Ich vergaß, was um mich geschah. Die Menschen, wie sie unmenschlich gegeneinander schlugen in ihrem vergeblichen lautlosen Geschrei, die fremde Welt, die ich betreten hatte, mich selbst. Es gab nur noch das, was ich sah: Der schlichte Versuch der Fortbewegung, jäh und unerwartet gestoppt durch die für das Tier nicht zu verstehende Wand, wurde bald zu dem erbitterten Kampf eines tödlich Verwirrten. Immer wieder gegen die unsichtbaren Gitterstäbe. Der Kolibri würde sterben, spätestens nach dem letzten möglichen Atemzug würde der grausame Todeskampf beginnen.

Das nahende Ende des Vogels verblüffte mich. Sein Kampf war verloren, noch ehe er begonnen hatte, und seine Farben würden verblassen wie das Verlangen nach Freiheit, dass seine Unnachgiebigkeit bestimmte. Es würde nicht leicht werden, die Unausweichlichkeit zu akzeptieren. Wie konnte etwas so Schönes hierher gelangen?

Ein kurzer Moment, in dem der Vogel in der Luft steht - und doch ein Lebensalter, das es für den Vogel bedeutet, das kurze Atemholen, das Kraftsammeln, das Ziel fokussieren, das letzte Zögern, die Entscheidung – seine Augen konzentriert. Er nimmt nichts wahr, außer seinem Ziel, die gläserne Barriere, jenes Eigenartige, Unfassbare. Ein bunter Schleier dort, wo die Flügel sein müssen, ein leises Auf und Ab, wo der Körper ist. All sein Dasein begehrt, macht sich bereit für einen Kampf, von dem er noch nicht weiß, dass er ihn nicht gewinnen kann. Der Kopf senkt sich. Los!

Der hoffnungsvolle Bruchteil einer Sekunde, in dem es scheint, als könne ein einzelner Krieger, der für sein Leben kämpft, für seine Freiheit, allein durch sein Heldentum die schier unfassbare Macht seiner Feinde bezwingen. Aber so etwas geschieht nur in Märchen und den

Lügendgeschichten unserer Zeit. Irgendwann kommt der Tag, an dem der Krieger den Kampf verliert.

Auf kurzes Flattern folgt ein dumpfer Aufprall, übertönt von dem hellen Schlagen des Schnabels und der Krallen auf Glas. Ein verwirrtes, überstürztes Zurücktaumeln und derselbe Angriff noch einmal und wieder der Aufprall und wieder der und wieder. Sein Schnabel ist verbogen, die winzigen Ober- und Unterseiten verfehlen einander bei dem Versuch, in zu schließen. Er bemerkt es, braucht jedes Mal länger, um den nächsten Angriff vorzubereiten.

Sein winziger Brustkorb hebt und senkt sich, so schnell wie bei dem Anfall eines Asthmakranken, auf, ab, auf, ab. Doch die Wut über sein Gefängnis treibt ihn weiter.

Immer und immer wieder schlägt sein winziger Kopf gegen das unerbittliche Glas und er begreift nicht, was ihn zurückhält, welche unsichtbare Mauern seine Flucht verbieten. Ich kann nichts tun. Das Schweigen der Welt im Angesicht des Todeskampfes der Schönheit lässt mich keinen klaren Gedanken fassen. Um das Tier und mich wogen die Mengen, drängeln, ohne dabei über eine unsichtbare Linie zu treten und hier in dieser völlig anderen Welt stirbt das einzig Schöne, das diese Stadt jemals gesehen hat. Ich beobachte meine Hoffnung, wie sie eingesperrt unter einer grausamen Glashaube dahin starb. Der kontinuierliche Angriff des Vogels auf das Glas wird heftiger, als verstünde er die unsichtbare Grenze, ohne sie dabei zu akzeptieren, als wisse er, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Rot dominiert. Sein Kopf ist blutig, seine Federn zerrissen, seine Krallen schmieren rote Farbe an die gläserne Wand.

Er hielt erstaunlich lange durch, bis er langsamer wurde, doch die Erschöpfung und der schwindende Sauerstoff verlangen ihr Opfer. Die Farben seiner Federn waren blutbeschmiert, seine Augen aufgerissen, in Schmerz und Panik öffnete er seinen Schnabel zu einem verzweifelten Klageschrei und vorbei an der Unsichtbarkeit der Käfigwand drang er bis zu mir, dem Zuschauer. Und ich begriff, dass dieser Kampf nicht sein eigener war. Sein Gefängnis war auch meines, seine Glaswand die meine und sein Blut war auch meines. Sein Tod würde auch der meine sein. Er durfte diesen Kampf nicht verlieren. Er allein hielt diese winzige, völlig stille Welt aufrecht, im Inneren des Kreises. Nur er hielt die Menschen hinter ihrer unsichtbaren Grenze. Er durfte diesen Kampf nicht verlieren - aber er würde. Keine Rettung vor der Gewalt der schreienden Stummen. Was ich jetzt erst begriff, musste ich die ganze Zeit gewusst haben. Ich zitterte, mein Hemd war schweißnass. Meine Panik war kein neues Gefühl für mich. Ich hatte es nur jetzt erst wirklich begriffen.

Ein letztes Mal bereitete sich der Verzweifelte auf den Ausbruch vor. Ein letztes Mal nahm der Sterbende all meine Kraft warf sich gegen das Glas. Einen Moment schien es, als habe er es geschafft. Die Flügel gespreizt, den Kopf gestreckt schien es, als durchbräche er die Stummheit meines Gefängnisses mit dem Splittern des Glases. Ich vergaß zu atmen. Doch nichts passierte. Der kleine Vogel durchbricht nichts, er schafft nichts, meine Flügel sind nicht gespreizt und mein Kopf nicht gestreckt, als er über das Glas rutschend auf das Holz des Tischchens fällt, nunmehr ein unförmiger Klumpen, der eine rote Spur hinter sich herzieht.

Eine Sekunde, eine Sekunde wie der Moment vor der Detonation einer Bombe, wie sie direkt vor deine Füße fällt, dann bricht der Lärm, das Geschrei, die Geräusche einer Großstadt voller Menschen über mir zusammen.